

Leseprobe aus:

Lisa Gardner

Schmerz



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

LISA GARDNER

SCHMERZ

THRILLER

Aus dem Englischen von
Michael Windgassen

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2014
unter dem Titel «Fear Nothing»
bei Dutton/The Penguin Group, New York.

Deutsche Erstausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Mai 2015
Copyright © 2015 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«Fear Nothing» Copyright © 2014 by Lisa Gardner, Inc.
Redaktion Katharina Rottenbacher
Umschlaggestaltung und Motiv
Hauptmann & Kompanie Werbeagentur,
Zürich, Dominic Wilhelm
Satz aus der Maiola Book, InDesign,
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung
CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 26924 0

SCHMERZ

PROLOG

R*ock-a-bye, Baby in der Baumkrone ...*

Die Leiche war weg, nicht aber der Gestank. Wie Detective D.D. Warren vom Bostoner Morddezernat aus Erfahrung wusste, konnte sich der Geruch von Blut an einem solchen Tatort wochenlang halten, wenn nicht gar Monate. Die Kriminaltechniker hatten das Bettzeug entfernt, aber Blut hatte sein eigenes Leben. Es sickerte in die Wände. Rann unter die Fußleisten. Tropfte durch die Spalten der Dielenbretter. Der Körper von Christine Ryan, achtundzwanzig Jahre, hatte ungefähr 4,7 Liter Blut durch die Adern gepumpt. Das meiste davon war in die Matratze gelaufen, die in der Mitte des düsteren grauen Raums lag.

Wenn der Wind weht, schaukelt die Wiege ...

Der Anruf kam um kurz nach neun. Ihre Freundin Midge Roberts hatte sich Sorgen gemacht, weil Christine nicht die Tür geöffnet und nicht auf ihre SMS geantwortet hatte. Christine war zuverlässig gewesen. Immer zeitig aufgestanden, nie mit einem hübschen Barkeeper durchgebrannt oder krank im Bett geblieben, ohne die Freundin zu informieren, die sie wochentags stets pünktlich um halb acht abholte, um gemeinsam mit ihr zur Arbeit in einer Wirtschaftsprüfungsfirma zu fahren.

Midge erkundigte sich bei Freunden. Niemand hatte Christine nach dem gestrigen Abendessen mehr gesehen. Von einer

schlimmen Ahnung getrieben, rief Midge den Hausmeister, der sich schließlich bereiterklärte, die Tür zu öffnen.

Und sich dann noch im Flur erbrach.

Midge war nicht mit nach oben gekommen. Sie stand im Eingangsbereich der schmalen Doppelhaushälfte und wusste sofort Bescheid. Sie wusste es einfach, was sie auch D.D.s Teamkollegen Phil sagte, als er am Tatort erschien. Womöglich hatte sie schon von weitem den unverkennbaren Blutgeruch wahrgenommen.

Rock-a-bye, Baby ...

Als D.D. den Tatort betreten hatte, waren ihr sofort krasse Kontraste ins Auge gesprungen. Das junge Opfer lag, alle viere von sich gestreckt, auf der Matratze. Das hübsche Gesicht wirkte fast friedlich, umkränzt von schulterlangem braunem Haar, das sich über ein leuchtend weißes Kissen ergoss.

Wenn da nicht, vom Hals abwärts ...

Dünne, gewundene Hautstreifen, vom Körper abgeschält. D.D. hatte von solchen Verletzungen schon gehört, sie aber bis zu diesem Zeitpunkt – um elf Uhr an diesem Vormittag – noch nie mit eigenen Augen gesehen. Eine junge Frau, zerfetzt auf ihrem Bett. Auf dem Nachttisch eine Champagnerflasche, eine einzelne rote Rose quer platziert auf dem blutigen Unterleib ...

Aus dem Ruder gelaufenes Rendezvous, hatte Phil vermutet. Oder der letzte Racheakt eines sitzengelassenen Liebhabers. Christine hatte letzte Nacht mit irgendeinem Kerl Schluss gemacht, woraufhin der zurückgekommen war, um ein für alle Mal klarzustellen, wer das Sagen hatte.

D.D. glaubte nicht daran. Ja, da waren Handschellen, aber nicht an den Handgelenken des Opfers. Ja, da war eine geöffnete Champagnerflasche, aber daraus war nichts in die bereitgestellten Gläser gefüllt worden. Und schließlich die Rose, aber kein Papier, in das ein Florist sie eingewickelt hätte.

Die ganze Szene kam ihr so ... gestellt vor. Sie sah nicht aus wie ein Verbrechen aus Leidenschaft, sondern wie das Ergebnis einer sorgfältigen Inszenierung, die über Monate, wenn nicht sogar über Jahre oder gar ein ganzes Leben lang durchgeplant worden war.

D.D. glaubte, nicht nur einen Tatort vor sich zu sehen, sondern die Bühne der tiefsten, dunkelsten Phantasien eines Mörders.

Sie stand zwar erst am Anfang der Ermittlungen, fürchtete aber bereits, dass dies nicht der einzige rituelle Mord bleiben würde.

Wenn der Wind weht ...

D.D.s Team, die Kollegen von der Kriminaltechnik, der Rechtsmedizin und anderen Abteilungen arbeiteten nicht weniger als sechs Stunden am Tatort. Sie sicherten Spuren und diskutierten bis nach Sonnenuntergang miteinander. Die Stimmung war immer noch hoch gespannt, als es anschließend in die Abendbrotpause ging. Als Leiterin der Ermittlungen schickte D.D. schließlich alle nach Hause mit dem Auftrag, sich auszuruhen, um Kraft zu tanken. Morgen war ein weiterer Tag. Sie würden sämtliche Datenbanken durchkämmen, nach ähnlichen Tötungsdelikten suchen und Profile des Opfers sowie des Täters erstellen. Es gab viel zu tun, zahllose Fragen zu klären. Aber jetzt war erst einmal Feierabend.

Alle folgten ihrer Aufforderung, ausgenommen sie selbst.

Es war fast zehn Uhr. Sie sollte nach Hause gehen. Ihrem Mann einen Kuss geben. Nach dem dreijährigen Sohn sehen, der um diese Zeit schon längst im Bett lag. Es wäre viel besser, sich selbst ein wenig Schlaf zu gönnen, als an einem dunklen Tatort herumzuhängen, im Kopf das Lieblingsschlaflied ihres Sohnes.

Aber sie konnte nicht anders. Irgendein Instinkt – eine Ahnung? – hatte sie in das allzu stille Stadthaus zurückgetrieben.

Fast den ganzen Tag lang hatten sie und ihre Kollegen in jeden Winkel geschaut und festgehalten, was sie sahen. Jetzt war sie allein, bei ausgeschaltetem Licht inmitten eines nach Blut stinkenden Raums, und hoffte darauf, etwas spüren zu können.

Rock-a-bye, Baby ...

Christine Ryan war bereits tot gewesen, als der Killer zum ersten Schnitt angesetzt hatte. Darauf ließ der völlig entspannte Ausdruck im bleichen Gesicht des Opfers schließen. Sie war relativ leicht gestorben. Aber wahrscheinlich schon bald nach dem letzten Herzschlag hatte sich der Killer mit dem Messer an der jungen Frau zu schaffen gemacht.

Es war ihm wohl nicht darum gegangen, sein Opfer leiden zu sehen, sondern ...

Wollte er ein Zeichen setzen? Hatte er lediglich ein Ritual vollziehen wollen? War er zwanghaft auf Haut fixiert? Vielleicht hatte er sich schon als Kind an kleinen Tieren vergriffen, und weil seine Phantasien nicht zur Ruhe kommen wollten ...

Der Rechtsmediziner würde feststellen müssen, ob der Täter zögerlich oder entschlossen gehandelt hatte, vorausgesetzt, der Zustand der Leiche ließ entsprechende Tests überhaupt noch zu.

Jedenfalls verspürte D.D. wieder einmal eine quälende Unruhe, ausgelöst weniger durch das, was sie sah, sondern vielmehr von der Frage, worauf der Killer die Ermittler hatte aufmerksam machen wollen.

Welchen Sinn hätte eine Inszenierung, wenn nicht den, das Publikum zu manipulieren und seinen Blick gezielt zu lenken?

Deshalb war sie gekommen, deshalb stand sie nun im Dunkeln, unbeeindruckt von dem, was bei Licht zu sehen gewesen wäre, denn die Frage, die zuerst gestellt werden musste, lautete: Wozu diente die Inszenierung?

Ein Geräusch. Im Hintergrund. Machte da jemand vorsich-

tig die Haustür auf? Knarrte da die erste Treppenstufe? Eines der Dielenbretter im Flur?

Ein Geräusch. Es kam näher, und plötzlich bemerkte D.D. Warren, was ihr schon vor einer Viertelstunde hätte auffallen sollen. Jacks Lieblingslied, der Kinderreim, den sie lautlos vor sich hingesummt hatte – er entsprang nicht nur ihrem Kopf.

Auch jemand anders sang ihn. Ganz leise. Außerhalb des Schlafzimmers. Irgendwo in der Wohnung der Toten.

Rock-a-bye, Baby in der Baumkrone ...

D.D. fuhr mit der Hand an das Holster, löste die Schnalle und zog ihre SIG Sauer. Sie wirbelte herum, ließ sich in die Hocke fallen und riss die Augen auf. Zu erkennen war nichts, kein Schatten, keine Bewegung, geschweige denn eine menschliche Gestalt.

Dann aber knarrte tatsächlich ein Dielenbrett irgendwo in der Wohnung.

Wenn der Wind weht, schaukelt das Nest ...

Schnell schlich sie aus dem Schlafzimmer in den dunklen, engen Flur, die Pistole im Anschlag. Durch die unverhängten Fenster fiel der schwache Abglanz von Lichtern aus den benachbarten Wohnungen. Graue Schatten, mehr oder weniger hell, huschten über den Hartholzboden.

D.D. kannte sich im Haus aus. Sie war schon durch diesen Flur gegangen, über Pfützen aus Erbrochenem gestiegen und hatte sich jedes sachdienliche Detail gemerkt.

Sie erreichte den oberen Treppenabsatz, sah sich nach allen Seiten um und spähte nach unten in den tiefschwarzen Eingangsbereich. Das Summen war verstummt. Die Stille wirkte noch unheimlicher.

Dann ertönte aus der Dunkelheit, in singendem Tonfall: «*Rock-a-bye, Baby in der Baumkrone ...*»

D.D. hielt den Atem an. Ihr Blick zuckte hin und her auf der Suche nach der Quelle, dem Urheber des langsamen, spöttischen Gesangs. *«Wenn der Wind weht, schaukelt das Nest ...»*

Und plötzlich überkam sie eine Einsicht, die ihr das Blut in den Adern gefrieren ließ. Wozu die Inszenierung? Weil du ein Publikum brauchst. Insbesondere eine bestimmte Person, zum Beispiel eine schwer arbeitende Ermittlerin, die dumm genug ist, mutterseelenallein und spät am Abend an einen Tatort zurückzukehren.

Erst jetzt holte sie ihr Handy aus der Tasche.

Unmittelbar hinter ihr war ein neues Geräusch zu hören.

Sie wirbelte herum, die Augen weit aufgerissen.

Aus dem Schatten flog eine Gestalt auf sie zu.

«Wenn der Ast bricht, fällt das Nest ...»

Instinktiv wich D.D. zurück. Sie hatte nur vergessen, dass sie auf dem oberen Treppenabsatz stand. Ihr linker Fuß trat ins Leere.

Nein! Das Handy glitt ihr aus der Hand. Sie hob die Pistole und versuchte, sich nach vorn zu werfen, um ihr Gleichgewicht zurückzugewinnen.

Der Schatten langte nach ihr. Sie stürzte.

Hinab, hinab.

Im letzten Moment drückte D.D. ab. Dreimal, obwohl sie wusste, dass es keinen Zweck hatte.

Ihr Kopf prallte auf dem Boden auf. Es krachte. Schmerz durchfuhr sie. Und aus dem Dunkeln kam die letzte Zeile geflüstert:

«Und das Baby, das Nest und alles stürzt ab ...»

1. KAPITEL

Ich war drei, als meine ältere Schwester entdeckte, was das Besondere an mir ist. Unsere Pflegemutter ertappte sie mit der Schere in der Hand. Ich stand neben ihr und hatte gehorsam meine bloßen Arme ausgestreckt, von deren Handgelenken Blut auf den olivgrünen Teppich tropfte.

Meine sechsjährige Schwester sagte: «Sieh doch, es macht ihr nichts aus.» Sie ratschte mir mit dem Scherenblatt über den Unterarm. Blut quoll aus der Schnittwunde.

Die Frau schrie und fiel in Ohnmacht.

Verwundert blickte ich auf sie hinab.

Meine Schwester verließ uns daraufhin. Mich brachte man ins Krankenhaus. Über Wochen nahmen die Ärzte Untersuchungen an mir vor, die eigentlich schmerzhafter hätten sein müssen als die scharfkantigen Aufmerksamkeiten meiner Schwester, aber wie sich herausstellte, war genau das der springende Punkt: Aufgrund einer extrem seltenen Mutation meines SCN9A-Gens empfinde ich keinen Schmerz. Druck spüre ich durchaus. Wenn sich das glatte, frisch geschärfte Scherenblatt auf die Haut legt, zum Beispiel.

Aber davon, dass die Haut aufreißt und Blut hervortritt, merke ich nichts.

Ich bin schmerzfrei. Immer gewesen. Und so wird es immer sein.

Nachdem Shana mir mit der Schere die Arme aufgeschnitten hatte, sahen wir uns zwanzig Jahre lang nicht mehr. Sie verbrachte die meiste Zeit in diversen Institutionen und machte sich einen Namen als eine der jüngsten Patientinnen in Massachusetts, die mit Neuroleptika ruhiggestellt werden musste. Mit elf unternahm sie ihren ersten Mordversuch, der zweite folgte, als sie vierzehn war. Unser ganz besonderes Familienerbe.

Doch während sie ein weiteres Opfer des Systems wurde, mauserte ich mich zum Musterexemplar.

Nach der Diagnose meinten die Ärzte, dass die Unterbringung in einer Pflegefamilie meinen Bedürfnissen nicht gerecht werde. Schließlich wusste man von Kleinkindern mit diesem genetischen Defekt, dass sie sich, wenn sie Zähne bekamen, die Zunge abbissen. Und es gab welche, die die Hände auf glühende Kochplatten legten und sich Verbrennungen dritten Grades zuzogen, ganz zu schweigen von Sieben-, Acht- oder Neunjährigen, die tagelang mit gebrochenen Fußgelenken herumliefen oder plötzlich umkippten, weil der entzündete Blinddarm geplatzt war und sie selbst davon nichts mitbekommen hatten.

Schmerzempfinden ist sehr sinnvoll. Es warnt vor Gefahren, lehrt Risiken einzuschätzen und zwingt zu angemessenen Verhaltensweisen. Wer keine Schmerzen kennt, könnte es für eine tolle Idee halten, vom Dach zu springen. Oder in siedendes Öl zu greifen, um an die erste frittierte Pommes zu gelangen. Oder sich mit einer Kneifzange die Fingernägel herauszurupfen. Die meisten Kinder mit angeborener Schmerzunempfindlichkeit berichten, dass sie sich von Impulsen leiten lassen. Für sie stellt sich nicht die Frage «Warum?», sondern: «Warum nicht?»

Manche erklären mit einem leisen Anklang von Sehnsucht in der Stimme, dass sie immer ausprobieren wollten, ob es nicht doch weh tut. Denn *nicht* zu spüren, was so viele andere empfinden, kann so bedeutungsvoll werden wie der Heilige Gral.

Zur einzigen Antriebskraft. Zur unwiderstehlichen Obsession. Zum lustvollen Verlangen, auch endlich einmal Schmerzen zu fühlen.

Entsprechend hoch ist die Sterblichkeit bei den Kindern, die unter einer Empfindungsstörung leiden. Nur wenige erleben das Erwachsenenalter. Die meisten brauchen Betreuung rund um die Uhr. In meinem Fall lief es darauf hinaus, dass ein älterer Genforscher, der ohne Frau und Kinder war, seine Beziehungen spielen ließ und mich in sein Haus holte, wo ich seine geliebte Adoptivtochter und bevorzugtes Studienobjekt wurde.

Mein Vater war ein guter Mann. Er engagierte die besten Pflegekräfte für mich und half mir an den Wochenenden, mit meinem Problem besser zu leben.

Wenn man keine Schmerzen empfindet, muss man beizeiten andere Wege zur Früherkennung von Gefahren einschlagen. Ich hatte schon als kleines Kind gelernt, kochendes Wasser zu meiden. So auch glühende Kochplatten. Ich verließ mich auf meinen Tastsinn und legte scharfe Gegenstände sofort wieder aus der Hand. Scheren waren nichts für mich. Das Gleiche galt für harte Möbelkanten. Oder Kätzchen oder Welpen oder alle Tiere mit spitzen Krallen. Ich ging nur langsam. Kein Springen, kein Rutschen, kein Hüpfen, kein Tanzen.

Draußen trug ich stets einen Helm und Protektoren für die Gelenke. War ich wieder zu Hause, legte ich mein Rüstzeug ab, um meinen Körper auf Blessuren hin untersuchen zu lassen. Nicht zuletzt auch die Füße, denn ich hatte mir einmal im Garten sämtliche Bänder gerissen. Ein anderes Mal – ich war fünf Jahre alt – kam ich von Wespen zerstoßen zurück. Ich hatte ein Wespennest entdeckt und in meiner Naivität geglaubt, die Tierchen wollten mit mir tanzen.

Nach und nach lernte ich, mit meinem Körper umzugehen. Täglich maß ich meine Temperatur, um zu prüfen, ob ich Fie-

ber hatte, was auf eine Infektion hingedeutet hätte. Vor dem Zubettgehen stellte ich mich nackt vor den großen Spiegel und suchte jeden Quadratzentimeter meiner Haut nach Blutergüssen oder Wunden ab, vergewisserte mich, dass meine Gelenke nicht geschwollen waren. Ich schaute mir in die Augen – Rötungen sind ein schlechtes Zeichen – und in die Ohren: Blut im Gehörgang deutet auf ein geplatztes Trommelfell oder eine Kopfverletzung hin. Schließlich nahm ich mir auch die Nase vor, Rachen, Zähne, Zunge und Gaumen.

Mein Körper ist ein Gefäß, eine nützliche Sache, die inspiert und pfleglich behandelt sein will. Ich muss besondere Sorgfalt aufwenden, weil die Funktion meiner Reizleiter zwischen den schmerzempfindlichen Nervenenden und dem Gehirn eingeschränkt ist und mein Körper sich deshalb nicht um sich selbst kümmern kann. Wer meine Krankheit hat, kann seinen Empfindungen nicht trauen. Umso mehr muss ich mich auf meinen Seh-, Gehör-, Tast- und Geschmackssinn verlassen.

Mein Vater schärfte mir immer wieder ein: Bezwingen den Körper mit der Kraft deines Geistes. Nichts leichter als das.

Als ich es bis ins vierzehnte Lebensjahr ohne Schlaganfall und Selbstverstümmelung geschafft hatte, ging mein Vater in seinen Forschungen einen Schritt weiter. Von den weltweit rund hundert Kindern, die Jahr für Jahr mit meinem Gendefekt geboren wurden, durften sich ungefähr vierzig Hoffnungen darauf machen, das Erwachsenenalter zu erreichen. Die wissenschaftliche Erforschung dieser Fälle deckte weitere Schwächen auf, die ein Leben ohne Schmerzempfinden mit sich brachte. Zum Beispiel berichteten viele Probanden von der Schwierigkeit, Empathie für andere zu fühlen, von einer zurückgebliebenen emotionalen Entwicklung und eingeschränkten sozialen Fähigkeiten.

Mein Adoptivvater drängte auf eine vollständige psychologische Begutachtung meiner Person. Konnte ich die Schmerzen

anderer nachvollziehen? Anzeichen von Leid in einem fremden Gesicht erkennen? Angemessen auf die Nöte meiner Mitmenschen reagieren?

Wirst du, die du nie wegen einer Blase am Fuß geweint hast, Tränen vergießen, wenn sich die beste Freundin mit sechzehn Jahren von dir abwendet und dich als Missgeburt beschimpft? Wenn du trotz kaputter Knie meilenweit gehen kannst, wird dir dann schwer ums Herz, wenn dich im Alter von dreiundzwanzig Jahren deine leibliche Schwester endlich wiederfindet und auf ihrem Brief der Absender einer Strafvollzugsanstalt steht?

Wenn du nie auch nur eine Sekunde echter Qual erlitten hast, wirst du dann wirklich verstehen können, was dein Adoptivvater meint, wenn er seine letzten Atemzüge macht, sich an deiner Hand festklammert und haucht:

«Adeline. Das. Ist. *Schmerz.*»

Als ich bei seiner Beerdigung ganz allein an seinem Grab stand, glaubte ich zu verstehen.

Aber als seine Tochter wusste ich auch, dass man sich nie wirklich sicher sein kann. Und so tat ich, was er mir beigebracht hatte. Ich studierte Medizin am besten Institut des Landes und forschte.

Ich machte den Schmerz zu meinem Beruf.

Eine aus mehr als einem Grund sehr nützliche Spezialisierung.

Meine Schwester wartete bereits auf mich, als ich im Massachusetts Correctional Institute ankam. Ich checkte ein, verstaute meine Handtasche in einem Schließfach und passierte die Sicherheitsschleuse. Chris und Bob, zwei ältere Strafvollzugsbeamte, begrüßten mich mit Namen. Wie an jedem ersten Montag im Monat fuhr Bob mit seinem Scanner über mein medizinisches Notfallarmband. Danach führte mich Maria, eine

weitere Anstaltsmitarbeiterin, in das Besuchszimmer, wo meine Schwester saß, die gefesselten Hände in den Schoß gelegt.

Officer Maria nickte mir auffordernd zu, und ich betrat das Zimmer. Der ungefähr drei mal drei Meter große Raum war mit zwei orangefarbenen Kunststoffstühlen und einem Tisch mit Resopalplatte ausgestattet. Shana saß auf dem sogenannten heißen Stuhl: vor dem Kopf des Tisches mit dem Rücken zur Wand, den Blick auf das kleine Fenster zum Korridor gerichtet.

Ich ließ mir Zeit damit, den anderen Stuhl zurechtzurücken, und nahm ihr gegenüber Platz, das Fenster, an dem alles vorbeifilmierte, im Rücken. Eine Minute verstrich wortlos. Zwei Minuten.

Meine Schwester sprach als Erste. «Zieh dein Jackett aus.» Sie war offenbar schon gereizt. Irgendjemand hatte sie bereits vor meinem Besuch geärgert, und ich würde vermutlich dafür büßen müssen.

«Warum?» Im Unterschied zu ihr stimmte ich einen ruhigen Ton an.

«Du solltest nicht Schwarz tragen. Wie oft habe ich dir das nicht schon gesagt? Schwarz macht dich blass.»

Das musste ich mir von einer Frau in einem orangen Gefängnisoverall sagen lassen, deren schulterlanges Haar in fettigen Strähnen herabhing. Meine Schwester mochte einmal hübsch gewesen sein, aber die vielen Jahre widriger Lebensumstände unter Neonbeleuchtung hatten ihre Spuren hinterlassen. Dazu kam noch der harte Blick.

Ich zog meinen Blazer von Ann Taylor aus und hängte ihn über die Stuhllehne. Darunter trug ich ein graues Strickoberteil mit langen Ärmeln. Meine Schwester starrte auf meine bedeckten Arme. Bohrte ihre braunen Augen in meine und beschnupperte meine Aura.

«Ich rieche kein Blut», stellte sie fest.

«Das könntest du auch weniger enttäuscht sagen.»

«Also bitte, ja? Ich starre dreiundzwanzig Stunden am Tag auf graue Wände. Du hättest mir doch wenigstens eine Papierschnittwunde mitbringen können.»

Meine Schwester behauptete, riechen zu können, was ich nicht spürte: Schmerz. Rein wissenschaftlich betrachtet, war das natürlich nicht glaubhaft; für mich sprach daraus lediglich das Überlegenheitsgefühl meiner Schwester. Und doch war es schon dreimal vorgekommen, dass ich innerhalb weniger Stunden nach Besuchen bei ihr Verletzungen an mir feststellte, vor denen sie mich gewarnt hatte.

«Du solltest Fuch sienrot tragen», fuhr Shana fort. «Du bist frei. Also nimm dir doch auch ein paar Freiheiten heraus, Adeline. Du könntest mir ein paar echte Geschichten erzählen. Von deinem Job, den Patienten und der Schmerzpraxis habe ich genug gehört. Erzähl mir was von muskelgestählten Typen, die dir einen fuch sienroten BH von der mageren Brust reißen. Vielleicht hätte ich dann sogar Gefallen an deinen monatlichen Besuchen. Kannst du überhaupt Sex haben?»

Ich antwortete nicht. Sie hatte mir diese Frage schon oft gestellt.

«Ah, ich weiß, du hast nur Sinn für das Nette, nicht für das Schlimme. SM kommt für meine kleine Schwester nicht in Frage. Wie schade!»

Shana artikulierte fast tonlos. Sie meinte es nicht persönlich. Sie attackierte unwillkürlich, und daran konnten weder Haft, Medikamente noch schwesterliche Fürsorge etwas ändern. Shana war Täterin von Natur aus, unseres Vaters Tochter. Der Mord an einem Jungen, begangen im Alter von nur vierzehn Jahren, hatte sie hinter Gitter gebracht. Und dort würde sie bleiben müssen, weil sie auch noch eine Knastschwester und zwei Schließer getötet hatte.

Konnte man einen solchen Menschen tatsächlich lieben? Professionell gesehen war sie ein faszinierendes Objekt für das Studium einer antisozialen Persönlichkeitsstörung. Narzisstisch bis ins Mark, völlig empathielos und höchst manipulativ. Persönlich gesehen war sie für mich die einzige Familie, die ich hatte.

«Wie ich höre, nimmst du jetzt an einem Malkurs teil», sagte ich. «Superintendent McKinnon meint, deine ersten Gemälde zeigen, dass du ein Auge fürs Detail hast.»

Shana zuckte mit den Achseln. Für Komplimente hatte sie nichts übrig.

Wieder schnüffelte sie in der Luft. «Kein Parfüm, aber in Berufskluft. Du wirst heute also arbeiten. Du fährst von hier direkt in die Praxis. Duftest du dich im Auto ein? Ich hoffe, es wird das Eau de Knast überdecken.»

«Ich dachte, wir wollten nicht über meine Arbeit reden.»

«Worüber sollten wir sonst reden? Es gibt doch kein anderes Thema.»

«Das Wetter.»

«Scheiß drauf. Nur weil heute Montag ist, muss ich nicht eine Stunde lang für dein Mitleidsprojekt herhalten.»

Ich sagte nichts.

«Ich bin es leid, Adeline. Dich. Mich. Diese monatlichen Treffen, in denen du mir deine geschmacklose Garderobe vorführst und ich mich nicht wehren kann. Hast du nicht genug Patienten, um mich in Frieden zu lassen? Also, verzieh dich! Mach dich vom Acker! Ich meine es ernst.»

Es klopfte an der Tür. Officer Maria, die durch die bruch-sichere Fensterscheibe alles sehen konnte, wollte wahrscheinlich schlichtend eingreifen. Ich ignorierte sie und ließ meine Schwester nicht aus den Augen.

Ich war ihre Beschimpfungen gewöhnt und nahm keinen

Anstoß daran. Shanas bevorzugte Stimmungslage war Wut; sie diente ihr zum Angriff und zur Verteidigung gleichermaßen. Außerdem hatte sie Grund genug, mich zu hassen, und das nicht nur wegen meines seltenen Gendefekts oder weil ich mit meinem Adoptivvater das große Los gezogen hatte. Sie hasste mich vor allem, weil ich als Zweitgeborene von unserer Mutter im Kleiderschrank versteckt worden war, in dem es für sie keinen Platz mehr gegeben hatte.

Shana verfluchte mich. Aus ihren Augen sprachen dumpfe Wut und tiefe Verzweiflung, und ich fragte mich wieder einmal, was wohl am Morgen passiert sein mochte, das meine Schwester in diese Stimmung versetzt hatte.

«Was kümmert's dich eigentlich?», fragte ich unvermittelt.

«Was?»

«Dass ich zum Beispiel nicht Fuchsienrot trage? Oder was ich anziehe? Was kümmert's dich, ob mich andere attraktiv finden oder nicht?»

Shana runzelte die Stirn. Mit diesen Fragen hatte sie offenbar nicht gerechnet. «Du bist echt zurückgeblieben», erwiderte sie schließlich.

«Was Netteres habe ich von dir schon lange nicht gehört», antwortete ich.

Shana verdrehte die Augen, grinste dann aber widerwillig. Die Spannung zwischen uns löste sich. Wir konnten beide tief durchatmen.

Shana hatte zwar eine große Klappe, aber von der Gefängnisdirektorin wusste ich, dass sie meine monatlichen Besuche herbeisehnte. So sehr, dass ihr in extremen Phasen gestörten Verhaltens nur mit dem Entzug der Besuchserlaubnis erfolgreich gedroht werden konnte. Also setzten wir unser monatliches Tänzchen fort, das wir seit nunmehr fast zehn Jahren aufführten.

Eine engere Verbindung konnte es mit einer geborenen Psychopathin wohl kaum geben.

«Wie hast du geschlafen?», fragte ich.

«Wie ein Baby.»

«Irgendein interessantes Buch gelesen?»

«O ja. Shakespeares gesammelte Werke. Man kann nie wissen, ob einem jambische Pentameter nicht mal gelegen kommen können.»

«*Et tu, Brute?*»

Wieder ein flüchtiges Lächeln. Shana entspannte sich noch mehr. Und so verbrachten wir eine weitere halbe Stunde mit einer witzigen, aber letztlich witzlosen Unterhaltung wie an jedem ersten Montag im Monat. Bis Officer Maria an die Scheibe klopfte und unsere Zeit um war. Ich stand auf. Meine Schwester, die nicht wegkonnte, zog es vor, sitzen zu bleiben.

«Fuchsienrot», empfahl sie mir noch einmal, als ich mein schwarzes Jackett von der Stuhllehne nahm.

«Vielleicht solltest du selbst mal deinem Rat folgen», sagte ich, «und ein bisschen Farbe in deine Kunstwerke bringen.»

«Den Psychologen zuliebe, damit sie noch was zu rätseln haben?» Sie grinste. «Ich glaube, darauf kann ich verzichten.»

«Träumst du auch in Schwarz-Weiß?»

«Du nicht?»

«Ich weiß gar nicht, ob ich überhaupt träume.»

«Vielleicht ist das eine Sonderzulage deines Syndroms. Ich träume viel. Meist in Blutrot. Einmal bin ich derjenige mit dem Messer in der Hand, ein anderes Mal unser guter alter Dad.»

Sie starrte mich an. Ihre Augen waren plötzlich wie erloschen, wie die eines Hais, womit sie mich aber nicht ködern konnte.

«Du solltest Tagebuch führen über deine Träume», schlug ich ihr vor.

«Was glaubst du, was ich mit meiner Kunst bezwecke?»

«Eine Explosion tiefsitzender Gewalt?»

Sie lachte, was ich als Aufforderung verstand, den Raum zu verlassen.

«Alles in Ordnung mit ihr?», fragte ich Officer Maria, die mich zum Ausgang begleitete. Montags war normalerweise keine Besuchszeit. Entsprechend ruhig waren die Flure.

«Schwer zu sagen. Übrigens», erinnerte sie mich, «Ihre Schwester feiert demnächst ihren dreißigsten Jahrestag.»

Ich starrte die Schließerin an.

«Shanas erstes Opfer», erklärte Officer Maria. «Donnie Johnson, der zwölfjährige Nachbarsjunge. Nächste Woche ist's genau dreißig Jahre her, dass Shana ihn getötet hat. Es hat sich ein Reporter gemeldet und sie um ein Interview gebeten.»

Ich blinzelte mit den Augen. Irgendwie schaffte ich es, das Gesagte nicht zu verstehen. Als Therapeutin und selbstbeherrschte Frau würde ich mir später Rechenschaft darüber ablegen müssen. Wollte ich Schmerzen vermeiden? Ein Moment ironischer Selbstreflexion.

«Aber sie weigert sich, auf Fragen zu antworten», fuhr Maria fort. «Mir soll's recht sein. Ich meine, der Junge hat keine Chance mehr, etwas zu sagen. Warum sollte seine Mörderin reden?»

«Halten Sie mich bitte auf dem Laufenden.»

«Kein Problem.»

Hinter der Schleuse holte ich meine Handtasche aus dem Schließfach, checkte aus und steuerte auf meinen Wagen zu, der auf dem Parkplatz mehrere hundert Schritte jenseits des großen Gebäudekomplexes aus Ziegeln und Stacheldraht lag, in dem meine Schwester ihr festes Zuhause hatte.

Auf dem Beifahrersitz lag der fuchsienrote Pullover, den ich auf der Hinfahrt getragen, dann aber, noch im Wagen, gegen das graue Oberteil getauscht hatte. Nach den Regeln für Be-

sucher hatte ich auch meinen Schmuck abgelegt, um unauffällig auszusehen, wie es sich in dieser Einrichtung gehörte.

Den neuen Pullover hatte ich mir erst vor zwei Wochen gekauft, und ich schwöre, es war das einzige fuchsienrote Kleidungsstück, das ich besaß.

Ich schaute zum Gefängnis zurück. Natürlich waren überall Fenster. Auch in der kleinen Einzelzelle meiner Schwester gab es einen Lichtschlitz in der Wand. Aber trotz der Entfernung, unsichtbar hinter den getönten Scheiben meines SUV geschützt und obwohl ich den Kopf einzog ...

Meine Schwester blieb mir in vielerlei Hinsicht ein Rätsel. Aber das war wahrscheinlich auch umgekehrt der Fall.

Ich legte den Gang ein und steuerte meinen Acura zurück in die Bostoner Innenstadt, wo mich ein Nachmittag voller Termine erwartete, ein Patient nach dem anderen, der Hilfe suchte, unter anderem jemand neues: eine Polizistin, die sich vor kurzem im Dienst verletzt hatte.

Ich mochte meine Arbeit. Ich freute mich immer wieder auf die Herausforderung, wenn ich einen Patienten begrüßte und ihn dann, passend für eine Frau mit meinem Syndrom, aufforderte: «Beschreiben Sie mir bitte Ihre Schmerzen.»